

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Montag, 21. November

1927.

(5. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein fröhlicher Roman von Michael Mohr.

Es war ein wahrhafter Kampf zweier Rivalen um die Frau, der in der Folge der Tänze entbrannte. Mac Grey besaß bei aller Eleganz und Beherrschung des Tanzes jene gewisse männliche Brutalität, die sich oft mit Erfolg der begehrteten Frau zu bemächtigen vermag. Wendelin ahnte es mit wachsender Verstimmung, daß sich das gemeinsame Naturell des gleichen nationalen Charakters der beiden aneinander erwärmte. Er verwünschte wieder einmal den noch vorhandenen Rückstand seiner deutschen Wesensart.

Daß er auch ausgerechnet schon morgen nach dem verlassenen Kohlenneft in den Sudeten mußte! Wenn er auch nur einige Tage die schöne Amerikanerin dem Schutze ihres Landsmannes überließ, so hatte er vielleicht unwiederbringliche Punkte verloren.

Er mußte den Professor, der zweifellos wie alle Gelehrten von Beruf und Reigung einen wissenschaftlichen Spleen hatte, unbedingt aus der gefährlichen Nähe der Amerikanerin fortlocken.

„Wissen Sie, lieber Mac Grey,“ wandte er sich an den Nebenbühler mit besonderer Liebenswürdigkeit, als dieser sich mit seiner Tanzpartnerin wieder am Tisch niedergelassen hatte, „wissen Sie, daß in den nordwestlichen Sudeten vor kurzem eine neue Spezies resedensfarbener Wanderheuschrecken entdeckt sein soll?“

„Yes,“ entgegnete der vermaledeite Professor mit widerlicher Gleichgültigkeit, „ich weiß es. Ich habe bereits einige Exemplare der neuen Art in meinen amerikanischen Sammlungen.“

Er log natürlich insam, sagte sich Wendelin und sah sein Lockmittel völlig unwirksam.

„Ich habe auch bereits in Berlin eine zoologische Entdeckung gemacht,“ fügte Mac Grey mit gespielter Würdigkeit hinzu. „Ich habe einen sehr schönen Fang gemacht.“

„Nicht möglich,“ rief die erstaunte Amerikanerin aus. „Sie sind doch erst seit gestern abend hier!“

„Haben Sie etwa einen Asphalikäfer entdeckt?“ fragte Wendelin bissig.

„Nein, einen neuen Schmetterling,“ erklärte der Professor mit stoischer Ruhe.

„Wo?“ fragte Miß Hill aufs höchste interessiert.

Mac Grey wies lächelnd sein breites Gebiß. „Unter den Linden, wo die schönen Bäume stehen.“

Abgeschmakt, fand Wendelin. Er will sich über uns lustig machen, dieser amerikanische Clown.

Der Clown ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Weil es der erste Schmetterling ist, den ich in Germany gefangen habe, erlaube ich mir, ihn Ihnen zum Geschenk zu machen, schöne Frau. Auch als Trost für den verlorenen Tennismatch.“ Er zog ein rotes Stui aus der Fracktasche und reichte es seiner Landsmännin.

Wirklich ein Schmetterling! Unter den Linden gefangen. Freilich kein lebender. Einer, der auch nie gelebt hatte.

Auf dem roten Sammet strahlte ein Falter, von Brillanten überglitzert, dessen Raffinement bewies, daß er bei einem der ersten Juweliere der Stadt aus dem Ei getrocknet war.

„O,“ rief Miß Hill aus, „tausend Dank, Professor!“

Mit amerikanischer Selbstverständlichkeit akzeptierte sie das kostbare Präsent und befestigte es an ihrem Abendkleid.

Ein widerlicher Burche mit seiner plumphen Ausdrucksweise, empörte sich Wendelin. Eine deutsche Frau hätte ein solches Angebinde von einem Halbfremden kalt abgewiesen. Die Amerikanerin nahm es an, ohne viel herzumachen. Es gab doch Unterschiede zwischen den Nationen, bei denen die deutsche Gepflogenheit in Wendelins Augen besser davon kam.

Der Schmetterling entschied die noch schwankenden Gefühle der Amerikanerin offensichtlich zugunsten Mac Greys. Sie bevorzugte ihn jedenfalls vom Augenblick an bei der Wahl ihrer Tänze.

„Berlin ist eine wunderschöne Stadt,“ sprudelte der Schmetterlingsmann ausgelassen. „Ich werde vielleicht noch vierzehn Tage hier bleiben, bevor ich meine Studien in der Provinz aufnehme. Auf jeden Fall bleibe ich solange, bis Sie Ihr Turnier durchgespielt haben, Miß Bessie.“

Jetzt nennt er sie schon Bessie! Wendelins Stimmungsbarometer sank unter den Nullpunkt. Sie bleibt. Er bleibt. Ich fahre.

Ein uniformierter Boy schlängelte sich durch die Tanzpaare an ihren Tisch.

„Für Herrn Professor Mac Grey,“ diente er, ein Papier überreichend.

Ohne Entschuldigungriß der Professor das Depeschensiegel auf.

Sein tanz- und weingerötetes Gesicht überzog sich mit einem Schwefelgelb. Eine Ader schwoh blau an der Stirn auf.

Sie sahen ihn an. Einen Augenblick suchte er vergeblich nach einer Erklärung. Aber er fand sie schließlich.

„Ich muß leider schon morgen mit dem Frühzug abreisen. Nach den Sudeten.“

„Wie schade,“ rief Miß Hill mit aufrichtigem Bedauern. „Muß es wirklich sein, Professor?“

„Es muß. Ein deutscher Kollege benachrichtigt mich, daß er eine unbekannte Larve einer Laufkäferart jeben entdeckt hat.“

Bessie Hill sah die Notwendigkeit der Abreise nicht ein. „Wenn der Herr das Tier gut füttert, so können Sie es doch auch eine Woche später besichtigen. Dann ist es sicher noch größer und fetter.“

Mac Grey war einen Augenblick geschlagen. Dann leuchtete ein Einfall in ihm auf.

„Es geht nicht. In spätestens zwei Tagen kriecht der Käfer aus der Larve bei dieser verdammten Sorte. Und ich muß unbedingt die Larve sehen. Das bin ich der amerikanischen Wissenschaft schuldig,“ setzte er voll gelehrtenhaften Dünkels hinzu.

Keine Verlockung seiner Landsmännin brachte ihn von seinem spleenigen Entschluß.

Auch Wendelin stieß mit einemmal in das Horn des Professors. Die Wissenschaft ginge über alles, erklärte er Miß Hill mit malitiosen Ernst. Eine Käferlarve wäre für die Welt wichtiger als selbst ein internationales Tennisturnier.

Bessie Hill schmolte, soweit eine amerikanische Sport-

niß überhaupt schmolzen kann. Die beiden Männer hatten auf einmal kein Gefühl für ihre Gefühle.

Plötzlich schoß es Wendelin durch den Kopf. Da fährt ja der unvermeidliche Insektenfanatiker morgen wieder im gleichen Zug nach der Südstade Deutschlands!

Ein sonderbarer Zufall! Er sah sich den Reisebegleiter des nächsten Tages an. Er sah wirklich nicht wie ein Professor aus, wie er jetzt mit eiserner Ruhe über den Saal hinweg seinen Gedanken nachstarrte. Der beschäftigte sich in diesem Augenblick kaum mit der Farbe eines neuen Laufkäfers.

Wendelin fiel seine von dem alten Warneberg übernommene Mission ein. Die Aufgabe der Bekämpfung des amerikanischen Geldsacks, wie sich der Alte ausgedrückt hatte.

Mit noch größerer Eindringlichkeit fixierte er sein Gegenüber.

Ein unheimlicher Verdacht. „Frank Norris jun.“, sagte er halblaut vor sich hin.

„Ich habe noch einige Vorbereitungen für die unerwartete Reise zu treffen.“ Mac Grey hatte sich erhoben. Er küßte der Amerikanerin die Hand, verabschiedete sich von Wendelin und ging.

Das Feld war frei. Wendelin mußte die Situation nicht aus.

Brüsk erhob er sich. Auch er müsse morgen früh reisen und habe einige Vorbereitungen zu treffen.

Fünf Minuten später hatte er der in kalter Entrüstung in die Luft starrenden Amerikanerin vor ihren Zimmern gute Nacht gesagt.

Die kühle, frische Luft durch die Rasenflügel ziehend, stand er vor dem Hotelportal. Der Pförtner winkte die Autotaxe heran.

„Reichstanzlerplatz“, schrie Wendelin. „Zehn Mark extra für überschrittenes Tempo.“

Der Wagenführer brummte zustimmend. „Und wenn mir der Fräulein uffschreibt?“

„Noch zehn Schmerzensgeld und die Polizeistrafe auf mein Konto. Los.“

An einem Tag der dritte Kampf. Dieser der schärfste, der mehr als Sport war. Gegen einen Rivalen, der vielleicht Mac Grey hieß, wahrscheinlicher aber: Frank Norris jun., der Geldsack.

Wenn einem die Kaze über den Weg läuft . . .

Dem Wendelin im Frack stand eine Kathrein schon in phantastischer Nachtkostümierung gegenüber.

Atemlos, mit blitzenden Augen gab er seine Instruktionen.

Der gefühlsmäßigen, intuitiven Eingebung des Augenblicks folgte verstandesnüchterne Ueberlegung. Mit einem Blick auf den Zeitmesser stellte er fest, daß der letzte schleifische Abendzug soeben ostwärts aus der Halle des Charlottenburger Fernbahnhofs donnern mußte. Wollte er dem als Schmetterlingsstammler harmlos maskierten Frank Norris zuvorkommen, mußte er unbedingt noch bis zum Morgen einen entscheidenden Vorsprung vor dem Frühzug des Amerikaners gewinnen.

„Ein Glück, daß der alte, treue Wagen die fünfjährige Ruhepause in der Garage so gut überstanden hat, Kathrein. Er lief heute früh wie ein Wiesel den Kaiserdamm hinunter. In einer halben Stunde muß er startbereit stehen. Bis dahin wollen wir den Reisekoffer gepackt haben.“

Kathrein nahm die unerwarteten, überhasteten Dispositionen ihres Herrn mit Befriedigung entgegen.

Das war wieder ein anderer Wendelin, nicht der amerikanische, der sie gestern mit kalter Beherrschung begrüßt hatte. Uebermütig, unverhüllte Freude blitzte aus seinen Augen. Er hatte wieder etwas von dem lieben großen Jungen, der er, soweit sie sich zurückerinnern konnte, stets gewesen war.

Ihr Kopf verschwand in der Tiefe des mächtigen Autokoffers, den sie mit allen nötigen und unnötigen Ausrüstungsgegenständen für die Nachtfahrt und den Aufenthalt in den Sudeten füllte. Sie mußte die unbekannte, östliche Gebirgswelt für eine Art Kaulafus halten. Jedenfalls verpackte sie in den Koffer eine für die sommerliche

Jahreszeit ungewöhnliche Winterausrüstung an Pelzwesten, Kniewärmern und Sportswearers.

Wendelin überraschte sie bei ihrem Treiben, und trotz ihres Protestes wurden die winterlichen Kleidungsstücke wieder aus dem Koffer hinausbefördert.

„Ich reise doch nicht in die sibirische Verbannung, Mutter Kathrein.“

Sie war ein wenig beleidigt und schmuggelte, sobald er in sein Arbeitszimmer gegangen war, wenigstens noch ein halbes Duzend Paar wollener Strümpfe zwischen die bereits verpackte Sommerwäsche.

Wie ein Feldherr studierte Wendelin inzwischen die Landkarte des östlichen Deutschland. Er sah den zitternden Finger des alten Warneberg sich von dem Zentralpunkt Berlin aus in südöstlicher Richtung entlang der schwarzen Eisenbahnlinie durch die märkische Ebene, die Lausitzer Vorberge, hart an den Hängen des Riesengebirges vorüber nach dem dunklen Punkt bewegen, der das Feld seiner Tätigkeit und seines Kampfes gegen den amerikanischen Geldsack vom anderen Tage ab sein sollte.

Dieser Finger einer schon altersschwachen Hand lenkte wieder einmal sein Schicksal. Eine seltsame Nacht lag doch in dem Willen des Mannes. Wendelin fühlte ihren Einfluß beinahe mit Unbehagen.

Einige Zeilen an Warneberg sollten ihn am Morgen kurz unterrichten, daß er schon in der Nacht seine Reise angetreten habe. Von dem Schmetterlingsprofessor alias Frank Norris jun. schwieg er.

Durch das offene Fenster sang die wohlbekannte, gleichmäßige Melodie des starken Motor, den der Garagenmann soeben auf den Platz geführt hatte. Jetzt würde er unter der Hand seines Herrn anspringen. Wendelin fühlte eine Art Rührung für das treue Gefährt, das ihm auf mancher sportlichen Fahrt ohne das kleinste Versagen gehorcht hatte. Sein Kleid war nicht schön und ansehnlich, aber ihm schlug ein starkes Herz im Leibe, auf das er sich verlassen konnte.

An sich herunter sehend, bemerkte er, daß er noch im Abendfrack stand. Das war freilich kein Anzug für die bevorstehende Gewalttour.

Vom Frack zum Autodress waren es nur Minuten: Ein Mann im Leder, mit Sturzlappen und Schutzbrille, blickte ihn abenteuerlustig aus dem hohen Spiegel des Ankleidezimmers an.

„Den Brief auf dem Schreibtisch morgen früh für Geheimrat Warneberg,“ instruierte er Kathrein. „Und . . .“ fügte er fast wider Willen hinzu, „ergebenste Empfehlungen an den Geheimrat und Fräulein Frn.“

Dummkopf, titulierte er sich, als er sich der letzten drei Worte bewußt wurde.

In der Diele noch hielt ihn Kathrein geheimnisvoll zurück.

„Sie vergaßen, mir noch zu sagen, Herr Wendelin, was Sie in der vergangenen ersten Nacht geträumt haben!“

Die abergläubische Seele! Wendelin hatte wie ein Toter geschlafen. Er log darauf los: „Eine schwarze Kaze ist mir über den Weg gelaufen . . .“

Der Alten Furchen falteten sich noch tiefer.

„Eine Kaze über den Weg, eine schwarze Kaze . . . Wenn nur Ihnen nichts Schlimmes zustößt, lieber Herr Wendelin!“

„Unsinn!“

„Bielleicht ist das Böse Ihnen schon heute passiert?“

Wendelin dachte nach. Natürlich, die Traumauslegung paßte ganz auf die lachhafte Bessie Hill. Der schwarze Kater war Norris-Mac Grey.

„Zwei Katzen sind mir sogar heute über den Weg gelaufen. Ein weißes Käthen und ein schwarzer Kater, Kathrein.“

Sie atmete befreit auf. „Dann ist alles gut, Herr Wendelin, und der Traum hat sich bereits erfüllt. Bon Hexen glückliche Reise und gesunde Heimkehr!“

„Aber gewiß, Kathrein. Gute Nacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf mit dem Tode.

Von Sven Hedin.*)

Der Forscher hat sich mit seiner Karawane verirrt und erzählt nun weiter:

Wir wanderten durch Nacht und Sand, aber schon nach zwei Stunden waren wir so ermattet, daß wir uns auf den Sand warfen und in einen todesähnlichen Schlaf fielen. Da ich jedoch nur einen dünnen Baumwollanzug anhatte, weckte mich die Nachtkühle bald. Dann schleppten wir uns ein Stück weiter und legten uns zum zweitenmal auf einer Düne schlafen. Die Stiefel, die ich trug, hatten steife Schäfte, die mir bis zu den Knien reichten. Sie beschwerten meine Schritte, und ich dachte daher mehrmals daran, sie wegzuworfen; aber zum Glück behielt ich sie.

Nach einer neuen Ruhepause marschierten wir fünf Stunden lang, von 4 Uhr nachts bis 9 Uhr vormittags (2. Mai). Dann rasteten wir eine Stunde und zogen wieder weiter in langsamem Schritt. Jetzt brannte die Sonne, es wurde uns schwarz vor den Augen, und wir brachen nach anderthalb Stunden zusammen. Auf einem nach Norden abfallenden Abhang grub Kasim mit dem Spaten nachtskalten Sand aus. Ich zog mich nackt aus und legte mich in den Sand, worauf Kasim mich bis zum Hals ein grub. Dann machte er es ebenso. Wir hatten die Köpfe dicht beieinander, steckten den Spaten in den Boden und hängten unsere Kleider auf sein Blatt, so daß wir etwas Schatten bekamen.

So lagen wir den ganzen Tag, ohne ein Wort zu sprechen und ohne ein Auge zu schließen. Aber uns wälzte sich türkisblau der Himmel, und rings um uns dehnte sich das gelbe Wüstenmeer bis zum Horizont.

Als der Sonnenball den Dünenkamm im Westen berührte, erhoben wir uns, schüttelten den Sand ab, zogen uns an und machten uns wieder auf den Weg. Langsam und mit unzähligen Unterbrechungen wandten wir nach Osten.

Das Sandbad, das in der Hitze des Tages kühlend und angenehm gewesen war, hatte uns freilich auch matt gemacht. Die Kräfte nahmen ab, und wir kamen nicht so weit wie in der vorigen Nacht. Der Durst peinigte uns nicht mehr so sehr wie in den ersten Tagen. Die Mundhöhle wird ebenso trocken wie die äußere Haut, und das Durstgefühl wird betäubt. Dafür tritt eine zunehmende Mattigkeit ein. Die Tüchtigkeit aller Drüsen wird ganz gering. Das Blut wird dick und strömt immer träger durch die Gefäße. Früher oder später führt dieser Austrocknungsprozeß zu einer Krise, zum Tode.

Von 1 bis 4,30 Uhr morgens lagen wir wie vernichtet da, und nicht einmal die Nachtkälte konnte uns dazu bringen, die Wanderung fortzusetzen. Aber bei Tagesanbruch schleppten wir uns wieder weiter. Wir machten einige Schritte, ruhten und versuchten dann wieder ein paar Schritte vorwärts zu kommen. Die Sandabhänge hinab ging es einigermäßen, aber schwer war es, zum Kamm der nächsten Düne hinaufzuklettern.

Als die Sonne aufging, faßte mich Kasim an der Schulter und zeigte mit starrem Blick nach Osten, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was ist?“ flüsterte ich. — „Eine Tamariske“, riefte er.

Also das erste Zeichen organischen Lebens! Gott sei Lob und Dank! Die Hoffnung, die dem Erlöschen nahe gewesen, flammte wieder auf. Drei Stunden lang warteten und taumelten wir vorwärts, ehe wir diesen ersten Strauch erreichten, den Ölweid, der uns verkündete, daß das Wüstenmeer doch eine Küste hatte. Wir dankten Gott für diese gesegnete Gabe und kauten die grünen, bitteren Nadeln der Tamariske. Wie eine Seerose stand der Strauch auf seiner Sandwoge und badete sich in der Sonne; aber wie tief war es bis zum Grundwasser, das seinen Wurzeln Nahrung schenkte.

Gegen 10 Uhr fanden wir eine zweite Tamariske und sahen mehrere weiter im Osten. Aber wir konnten nicht mehr. Wir kleideten uns aus, gruben uns in den Sand ein und hängten die Kleider als Sonnenschirm über die Zweige der Tamariske.

*) Sven Hedin, der den Transhimalaja entdeckte, der größte lebende Forscher der Jetztzeit, schreibt seine Autobiographie: „Mein Leben als Entdecker“. (Brochhaus, Leipzig.) Ein solches Werk des treuen Freundes unseres Vaterlandes bedarf im Deutschland keiner Einführung. Es vereint die Vorzüge der zahlreichen klassischen früheren Reisewerke Hedins und ist vor allem für die bestimmt, die seine bisherigen Bücher noch nicht kennen und sich doch ein abgerundetes Bild seiner Taten verschaffen wollen. Alle Bilder des Buches (7 bunte und 151 einfarbige) sind neu. Sven Hedin hat sie besonders nach seinen Reisekizzen gezeichnet. Wir veröffentlichen mit Erlaubnis des Verlags vorstehenden Abschnitt.

Neun Stunden lagen wir schweigend da. Die erhitze Wüstenluft trocknete unsere Gesichtshaut zu Pergament aus. Um 7 Uhr abends zogen wir uns an und machten uns auf den Weg. Es ging langsamer als je. Nach dreistündiger Wanderung im Dunkeln blieb Kasim plötzlich stehen und flüsterte: „Pappeln!“

Zwischen zwei Dünen erblickte ich drei dicht nebeneinanderstehende Pappeln. An ihrem Fuß sanken wir zusammen, vor Müdigkeit erschöpft. Auch ihre Wurzeln mußten das Grundwasser erreichen. Wir begannen einen Brunnen zu graben, aber der Spaten glitt uns aus den Händen; wir hatten keine Kräfte mehr. Da legten wir uns auf den Boden und trakteten mit den Nägeln weiter; aber auch diesen Versuch mußten wir bald aufgeben.

Statt dessen schälten wir die frischen Blätter ab und rieben uns damit die Haut ein. Wir sammelten auch trockene abgefallene Zweige und zündeten auf dem nächsten Dünenkamm ein Feuer an, als Signal für Islam — falls er noch lebte, was ich sehr bezweifelte. Vielleicht konnte das Feuer auch einen der Hirten im Wald am Chotan-darja in die Wüste herauslocken. Aber wenn sie das Feuer im „Haus des Todeschweigens“ erblickten, würden sie vielleicht eher von Furcht ergriffen werden und glauben, es seien die Wüstengeister, die spukten und zauberten. Zwei volle Stunden unterhielten wir das Feuer und betrachteten es als Gesellschaft, als Freund, als Rettungsmöglichkeit. Heutzutage haben die Schiffbrüchigen auf dem Meer andere Mittel, in der äußersten Not ihr SOS zu rufen. Aber wir hatten nur dieses Feuer, an dessen lodernen Flammen unsere Blicke hingen.

Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu, und bald würde die Sonne, unser schlimmster Feind, wieder über den Dünen im Osten aufsteigen und uns aufs neue zu peinigen beginnen. Um 4 Uhr morgens (4. Mai) brachen wir auf und taumelten fünf Stunden vorwärts. Weiter konnten wir nicht! Die Hoffnung sank wider. Im Osten waren keine Pappeln mehr zu sehen, keine Tamarisken, die mit ihrem Grün unsere erlöschenden Lebensgeister anstacheln konnten; nur Sandberge, so weit das Auge reichte.

Wir sanken auf einem Dünenabhang zu Boden. Kasim war nicht mehr imstande, kalten Sand für mich auszugraben. Ich mußte mir selbst helfen, so gut ich konnte.

Volle zehn Stunden lagen wir im Sand, ohne ein Wort zu sprechen. Es war ein Wunder, daß wir noch lebten. Würden wir uns noch eine Nacht, die letzte, weiterschleppen können?

In der Dämmerung erhob ich mich und forderte Kasim auf, mitzukommen. Er flüsterte kaum hörbar: „Ich kann nicht mehr.“

Jetzt wurde ich also von den letzten Trümmern meiner Karawane abgeschnitten und machte mich allein auf den Weg. Ich schleppte mich vorwärts und fiel, ich kroch die Abhänge hinauf und taumelte auf der anderen Seite hinunter. Long: Zeit lag ich still und lauschte. Kein Laut war zu hören. Die Sterne leuchteten wie elektrische Lampen. Ich fragte mich, ob ich mich noch auf der Erde befand oder ob dies das Tal der Todeschatten war. Ich zündete die letzte Zigarette an. Von den neun andern hatte Kasim immer die letzte Hälfte bekommen. Aber jetzt war ich allein und rauchte die Zigarette zu Ende. Sie schenkte mir Unterdrückung und Berstreuung.

Sechs Stunden waren verfloßen, seitdem ich meine einsame Wanderung begonnen hatte, als ich völlig erschöpft an einer Tamariske niederfiel und einschlummerte. Ich fürchtete diesen Dämmerzustand zwischen Schlaf und Erstarrung, denn der Tod konnte eintreten, während ich schlief. In Wirklichkeit schlief ich kaum. Ich hörte die ganze Zeit die Grabesstille, das Schlagen meines Herzens und das Ticken der Chronometer. Nach einigen Stunden vernahm ich raschelnde Schritte im Sand und sah einen gespenstischen Schatten mühsam auf mich zuwandern.

„Bist du es, Kasim?“ flüsterte ich.

„Ja, Herr.“

„Komm! Es ist nicht mehr weit!“

Durch das Wiedersehen zu neuem Leben erweckt, schleppten wir uns weiter. Wir rutschten die Dünen hinunter, wir arbeiteten uns auf die Kämme hinauf, wir blieben liegen, wo wir hinfielen, und kämpften gegen die tödliche Schlafsucht an. Wir wurden schlaff und immer gleichgültiger. Wir waren wie Schlafwandler, aber kämpften immer noch um unser Leben.

Plötzlich faßte mich Kasim am Arm und zeigte auf den Sand. Deutliche Menschenspuren waren hier zu sehen!

Im Nu waren wir ganz wach. Der Fluß mußte also nahe sein! Vielleicht hatten einige Hirten das Feuer gesehen und waren ausgezogen, um zu kundschaften. Oder vielleicht hatte sich ein Schaf in die Wüste verirrt und war von diesen Männern gesucht worden, die ganz kürzlich hier durch den Sand gegangen waren.

Rasim beugte sich nieder, sah sich die Spur genauer an und flüsterte: „Es sind unsere eigenen Spuren.“

Schlaftrunken, wie wir waren, waren wir im Kreis gegangen, ohne es zu merken. Jetzt hatten wir für eine Weile genug und konnten nicht mehr weiter. Wir sanken auf der Spur nieder und schlummerten ein. Es war 2,30 Uhr nachts.

Als der neue Tag anbrach, der 5. Mai, erhoben wir uns schwer und mühsam. Rasim sah schrecklich aus. Seine Zunge war weiß und geschwollen, die Lippen waren blau, die Wangen eingefallen und die Augen gläsern mit mattem Glanz. Eine Art Todeschluden marterte ihn und erschütterte seinen ganzen Körper. Wenn der Körper so ausgetrocknet ist, daß es fast in den Gelenken knarrt, ist jede Bewegung eine Anstrengung.

Es wurde hell, und die Sonne ging auf. Von einem Dünenkamm, wo wir freie Aussicht nach Osten hatten, sahen wir, daß der Horizont nicht mehr wie in den letzten zwei Wochen eine Reihe gelber Sägebäume, sondern eine völlig wagerechte, dunkelgrüne Linie bildete. Wir blieben wie versteinert stehen und riefen gleichzeitig: „Der Wald!“, und ich fügte hinzu: „Der Chotan-darja! Wasser!“ Nun rafften wir die letzten schwachen Kräfte, die wir noch hatten, zusammen, und schleppten uns weiter nach Osten. Die Dünen wurden niedriger, und wir erreichten eine Einsenkung, auf deren Sohle wir zu graben versuchten. Da wir zu schwach waren, gingen wir weiter. Die dunkelgrüne Linie wuchs, die Dünen wurden immer unbedeutender und hörten schließlich ganz auf. Wir waren jetzt auf ebenem, weichem Boden und hatten nur noch einige hundert Meter bis zum Wald. Um 5,30 Uhr erreichten wir die ersten Pappeln und sanken ermattet in ihrem Schatten nieder. Wir labten uns an dem Duft des Waldes, wir sahen Blumen zwischen den Bäumen und hörten Vogelsang und das Summen von Fliegen und Bremsen.

Um 7 Uhr gingen wir weiter. Der Wald lüchelte sich. Wir kamen auf einen Pfad mit Spuren von Menschen, Schafen und Pferden und glaubten, er führe zum Fluß. Als wir zwei Stunden dem Weg gefolgt waren, brachen wir im Schatten eines Pappelhains zusammen.

Wir vermochten uns nicht zu rühren. Rasim lag auf dem Rücken und sah aus, als liege er im Sterben. Der Fluß mußte ganz nahe sein, aber wir waren wie festgenagelt. Eine tropische Hitze umgab uns. Der Tag wollte nicht enden. Jede Stunde, die verstrich, brachte uns dem sicheren Tod näher. Wir mußten uns zum Fluß schleppen, ehe es zu spät war. Aber die Sonne ging nicht unter. Wir atmeten schwer und mit Anstrengung. Die Lebensgeister schickten sich an zu entfliehen.

Erst um 7 Uhr abends war ich imstande, mich zu erheben. Ich hängte das eiserne Blatt des Spatens in die Gabelung zweier Äste und nahm den Holzstock, der ohne Griff war, als Stod. Das Blatt sollte als Wegzeichen dienen, falls es uns möglich war, mit Hilfe von Hirten in die Wüste zurückzukehren und die drei sterbenden Männer und das verlorene Gepäck zu retten. Aber es waren vier volle Tage her, seitdem wir sie verlassen hatten; sie waren sicher schon tot. Aberdies würde es mehrere Tage dauern, ehe wir sie erreichten. Ihre Lage war daher hoffnungslos.

Wieder forderte ich Rasim auf, mit zum Fluß zu kommen und Wasser zu trinken. Er gab durch eine Handbewegung zu verstehen, daß er sich nicht zu erheben vermochte, und flüsterte, er werde bald unter den Pappeln sterben.

Da schleppte ich mich allein durch den Wald. Didichte aus Dornengebüsch und herabgefallene trockene Zweige versperrten mir den Weg. Ich zerriß meine dünnen Kleider und bekam Schrammen an den Händen, aber ich bahnte mir dennoch langsam einen Weg, obwohl ich oft ausruhte, streckenweise auf Händen und Füßen kroch und mit zunehmender Unruhe sah, wie die Dunkelheit im Wald tiefer wurde. Schließlich kam die neue Nacht, die letzte — noch einen Tag hätte ich nicht überstanden.

Auf einmal hörte der Wald auf, als wäre er abgebrannt. Ich befand mich am Rande einer ungefähr 2 Meter hohen Böschung, die fast senkrecht zu einer völlig flachen Ebene ohne jede Vegetation abfiel. Der Boden war wie festgestampft. Ein vertrockneter, entlaubter Ast ragte daraus hervor. Ich erkannte, daß es ein Stück Treibholz war und daß ich mich im Flußbett des Chotan-darja befand. Aber er war trocken, ebenso trocken wie die Sandwüste hinter mir.

Sollte ich im Flußbett selbst vor Durst umkommen, nachdem ich mich so erfolgreich bis zum Ufer durchgekämpft hatte? Ich wollte mich jedoch nicht zum Sterben hinlegen, ehe ich nicht den Chotan-darja durchquert und mich davon überzeugt hatte, daß das ganze Bett ausgetrocknet und alle Hoffnung unerbittlich dahin war.

Ich wußte, daß der Flußlauf fast genau nach Norden ging. Die kürzeste Linie zum rechten Ufer lag also genau

nach Osten. Die Mondichel stand am Himmel, und ich sah auf meinen Kompaß. Aber wie von ungefähr zog es mich immer nach Südosten; es nützte nichts, dagegen anzukämpfen. Ich ging, als würde ich von einer unsichtbaren Hand geführt. Schließlich leistete ich keinen Widerstand mehr, sondern schritt nach Südosten auf den Mond zu. Ost brach ich zusammen und ruhte mich aus. Da überfiel mich eine schreckliche Schlafsucht. Mein Kopf sank auf den Boden, und ich mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um nicht einzuschlafen. Hätte mich jetzt an der äußersten Grenze der Erschöpfung der Schlaf überwältigt, dann wäre ich sicher nicht mehr erwacht.

Wie bei allen Wüstentälern Innerasiens ist auch das Bett des Chotan-darja sehr breit, eben und flach. Ein leichter Dunst schwebte über der öden Landschaft. Ich hatte etwa 2½ Kilometer zurückgelegt, als die Waldlinie des Ostufers unterhalb des Mondes hervortrat. Auf der Uferböschung stand dichtes Gebüsch von Sträuchern und Schilf. Eine umgestürzte Pappel streckte ihren dunklen Stamm, der wie der Leib eines Krokodils aussah, ins Flußbett hinunter, das ebenso trocken war wie bisher. Ich hatte nicht mehr weit bis zum Ufer, wo ich mich hinlegen und sterben wollte. Mein Leben hing an einem Haar.

Plötzlich fuhr ich zusammen und blieb stehen. Ein Wasservogel, eine Wildente oder Wildgans, flog mit klatschendem Flügel auf, und ich hörte den plätschernden Laut von Wasser! Im nächsten Augenblick stand ich am Rand eines Tümpels. Sein Wasser sah im Mondschein schwarz wie Tinte aus, und der umgestürzte Pappelstamm spiegelte sich darin.

In der stillen Nacht dankte ich Gott für meine wunderbare Rettung. Wäre ich genau nach Osten weitergegangen, dann wäre ich rettungslos verloren gewesen. Ja, wäre ich nur hundert Meter weiter nach Norden oder nach Süden geraten, hätte ich glauben müssen, das ganze Flußbett sei trocken. Ich wußte, daß das Hochwasser von den schmelzenden Schneefeldern und Gletschern in Nordtibet erst Anfang Juli durch das Bett des Chotan-darja strömt, um im Spätsommer und Herbst zu versiegen; während des Winters und Frühlings war das Bett trocken. Ich hatte auch gehört, daß der Fluß an einzelnen Stellen, die bisweilen einen Tagemarsch oder noch weiter voneinander entfernt sind, Wirbel bildet, die den Grund noch tiefer aushöhlen, und daß in diesen nahe der Uferböschung liegenden Vertiefungen das ganze Jahr über Wasser stehenbleiben kann. Nun war ich gerade auf eine dieser äußerst seltenen Wasseransammlungen gestochen.

Ich setzte mich ruhig an den Rand des Tümpels und kühlte meinen Puls. Er war so schwach, daß ich ihn kaum spürte, und zählte nur 49 Schläge. Dann trank ich und trank und trank. Das Wasser war kalt, kristallklar und süß wie das beste Quellwasser. Mein ausgedörrter Körper sog die Feuchtigkeit wie ein Schwamm ein. Alle Gelenke wurden geschmeidig, die pergamentartige Haut wurde weich und meine Stirn feucht. Der Puls nahm an Stärke zu und stieg nach einigen Minuten auf 56 Schläge. Das Blut strömte leichter durch die Adern. Ich kühlte mich erquickt und neubelebt. Dann trank ich wieder und streichelte das Wasser dieses gesegneten Tümpels, den ich Choda-verdi-täl taufte, „den von Gott geschenkten See“.

Am Flußufer wuchs dichtes Schilf, und die Sträucher bildeten ein wahres Dickicht. Die silberne Mondichel hing in der Krone einer Pappel. Es prasselte im Dickicht. Spröde, trockene Schilfrohre wurden zur Seite gebogen, wie von einem Körper, der sich hindurchdrängte. War es ein Tiger, der sich an den Tümpel schlich, um zu trinken? Mit dem siegesbewussten Lächeln eines Triumphators wartete ich darauf, seine Augen im Dunkel leuchten zu sehen. „Komm nur!“ dachte ich, „du kannst es ja versuchen, mir das Leben zu nehmen, das mir vor wenigen Minuten zum zweitenmal geschenkt wurde.“ Aber das Rascheln entfernte sich wieder. War es ein Tiger oder irgendein anderer von den rechtsmächtigen Bestiern des Waldes, der an den Tümpel gekommen war, um seinen Durst zu löschen; er hatte es wohl für das sicherste gehalten, sich zurückzuziehen, als er fand, daß ein einsamer, verirrter Mensch sich des Platzes bemächtigt hatte.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Übertrumpft. „Der Mann, den du geheiratet hast, ist aber wirklich ein hübscher Bursche.“ — „Ach, da hättest du aber erst den sehen müssen, der mir durch die Lippen gegangen ist!“

Der Unverschämte. „Nachdem sich Sad so benommen hat, gehe ich nie wieder mit ihm an!“ — „Aber was hat er denn getan?“ — „Er hat geangelt!“